

ordnung zu den restriktivsten Reglements des 18. Jahrhunderts zählt und von Mirabeau als „eines Kannibalen würdig“ bezeichnet wurde, erfährt der Leser nicht. Stattdessen überrascht Heinrich mit der Lesart, das Reglement habe den Judenschutz „verbessert“ und monarchieweit im Wesentlichen „einheitliche Rechtsgrundsätze“ herbeigeführt (S. 331). Wie konnte einem die Quellen in ihrer ganzen Breite überblickenden Historiker nur entgehen, dass das Reglement in Schlesien, Ostfriesland und dem Netzedistrikt gar keine Geltung besaß und der König darüber hinaus in Magdeburg, Stettin, Küstrin und in zahlreichen schlesischen Städten zum Teil aus dem Spätmittelalter herrührende Nichtduldungsprivilegien ausdrücklich bestätigte? „Wegweisend“ sei Friedrichs Wahrung der religiösen Autonomie der Juden gewesen – als hätte es sich dabei nicht um die *Conditio sine qua non* jedes landesherrlichen Judenschutzes im Alten Reich gehandelt. Souverän werden auch die Ergebnisse der Arbeiten von Max Bär, Selma Stern und Hans-Jürgen Bömelburg ignoriert, auf deren Basis davon auszugehen ist, dass es nach der ersten Teilung Polens auf Geheiß Friedrichs in Westpreußen und im Netzedistrikt zu einer der größten Judenvertreibungen des 18. Jahrhunderts gekommen ist, von der mehrere tausend Personen betroffen waren. Heinrich weiß, dass sich „die Ausweisungen in engen Grenzen“ hielten und mit „Erfordernissen der Grenzsicherung“ in Verbindung standen – und überhaupt: „... ein Staat mit exzessiver Toleranzpolitik ist fast ein Widerspruch in sich“ (S. 333). Auch mit Blick auf den unmittelbaren Zugang der Untertanen zum Monarchen werden die Gewichte wieder zurecht gerückt. Verantwortungslose Fachvertreter hatten auf diesem Feld in den vergangenen Jahren einige Verwirrung gestiftet, Tagungen und Sammelbände das Supplikenwesen gar als wichtiges Medium von Politik, Verwaltung und Justiz im gesamten frühneuzeitlichen Europa missverstanden. Welch ein Unfug! Heinrich stellt klar: Das gab es „nur in Preußen“ (S. 80). Beruhigt schlägt man das Buch zu, zieht sich die schwarz-weiß-karierte Bommelmütze tief über die Augen und schlummert ein. War alles nur ein Traum?

Wien

Tobias Schenk

Helmut *Lensing*, Ludwig Windthorst – Neue Facetten seines politischen Wirkens (Studien und Quellen zur Geschichte des Emslandes und der Grafschaft Bentheim, Bd. 1). Selbstverlag der Studiengesellschaft für Emsländische Regionalgeschichte e.V., Haselünne 2011. 274 S., brosch., € 20,-.

Dieser Sammelband, der eine neue Ergänzungsreihe der „Studiengesellschaft für Emsländische Regionalgeschichte“ einleitet, enthält zunächst zwei umfangreiche Studien von *Lensing*: „Ludwig Windthorst – Rückwärtsge wandter Ultramontaner oder Vorkämpfer für Minderheitenrechte im Kaiserreich?“ (S. 8-121) und „Ludwig Windthorst und das Emsland“ (S. 122-213). In einem „Anhang“ folgen: „Die Ergebnisse der Wahlen zum Reichstag und zum Preußischen Abgeordnetenhaus in den Windthorst-Wahlkreisen“ (S. 214-216, wenig übersichtlich) und „Quellen zur Windthorst-Rezeption im Emsland“ (S. 217-243). Letztere enthalten schlichte Erinnerungen an den Zentrumspolitiker aus Jubiläumsanlässen. Die Publikation erfolgte im Blick auf Windthorsts 200. Geburtstag im Januar 2012 (S. 8). Ihr Ziel war es, unter Bezugnahme auf den Streit von 1981/82 um die Benennung des Meppener Kreisgymnasiums in „Ludwig-Windthorst-Gymnasium“ – die mit der absoluten Kreistags-Mehrheit der CDU gegen SPD, FPD und „starken Widerstand in der Schule,

vornehmlich von Junglehrern aus der 68er-Bewegung“ (S. 15) erfolgte –, den säkularen Rang ihres Namensgebers zu begründen.

So beschreibt Lensing zunächst das Leben Windthorsts und, unter Einbeziehung der „nach wie vor umstrittenen politischen Rolle des Zentrums“ (S. 43), die Situation der deutschen Katholiken und ihrer Kirche im 19. Jahrhundert (S. 18-51). Anschließend untersucht er die Politik des Zentrumsführers unter vier Fragestellungen: Verhältnis zu den Grundrechten – die es nicht gelungen ist, in der Reichsverfassung von 1871 zu verankern –, zum Sozialistengesetz, zur polnischen Minderheit (2,4 Millionen) und zum Antisemitismus. Dabei kommt der Verfasser zu klar begründeten Wertungen über Windthorsts jeweilige Positionen: pro Grundrechte und Minderheitenschutz,<sup>4</sup> aber – und dies trotz der „begeisterten Zustimmung der Sozialisten zum staatlichen Kulturkampf“ (S. 57) – contra Sozialistengesetz und Antisemitismus. In seinen Contra-Positionen folgten Windthorst allerdings keineswegs alle Fraktionsmitglieder und auch nicht „vermutlich ansehnliche Teile der eigenen Wähler“ (S. 89). Lensings eindeutiges Fazit lautet: „Insgesamt hat Windthorst für die Parlamentarisierung und Demokratisierung des Deutschen Reiches zwar nicht bewusst, aber de facto weit mehr geleistet als der vielgerühmte und bis heute in weiten Kreisen verehrte Reichskanzler Bismarck, der genau diese Entwicklung zu verhindern suchte“ (S. 121).

In seiner Gesamtwertung blendet der Verfasser weder innerparteiliche Schwierigkeiten Windthorsts noch seinen autoritären Führungsstil aus. Hingegen erwähnt er nicht dessen Gegenspieler beim Abbau des Kulturkampfs, den „staatsstreuen“ Bischof Georg Kopp (Fulda, ab 1887 Breslau), der Windthorst oft zur Verzweiflung brachte. Kopp war im Übrigen derjenige, der die „vertrauliche Korrespondenz“ des Politikers mit der Kurie „umgehend an die Bismarck-Regierung“ weiterleitete (S. 117) – mit Hilfe eines römischen Vertrauensmannes. In seiner Auseinandersetzung mit der Windthorst-Forschung, die vorerst weiterhin von der Biographie („Standardwerk“, S. 21) Margaret L. Andersons bestimmt bleibt (1988, die Oxford Ausgabe von 1981 beruhte auf ihrer Dissertation an der Brown-University, USA, 1971), nimmt Lensing die häufig zitierten negativen Urteile Hans-Ulrich Wehlers zu ernst.

Gegenüber diesem Teil, der die Forschungsliteratur referiert und mit jeweils klaren Urteilen schließt, kann sich der Verfasser für seinen zweiten Abschnitt („Windthorst und das Emsland“) auf seine Dissertation von 1999 stützen („Die Wahlen zum Reichstag und zum Preußischen Abgeordnetenhaus im Emsland und der Grafschaft Bentheim 1867-1918“), auch auf weitere eigene Studien. Deutlich wird der bisher kaum bekannte konkrete Einsatz des Zentrumspolitikers für seine drei emsländischen Wahlkreise, die er von 1867 bis 1891 im Reichstag (nicht „Deutscher Reichstag“, S. 122), im Preußischen Abgeordnetenhaus und im hannoverschen Provinziallandtag ununterbrochen vertreten hat. Als „Perle von Meppen“ machte er das „fast rein katholische“ und „politisch brach liegende“ Emsland, das ihm dauerhafte Mehrheiten verschaffte (S. 128), reichsweit bekannt. Dabei festigte der Kulturkampf, der bis 1881 in der Diözese Osnabrück „vergleichsweise moderat“ geführt wurde (S. 174), mit dem katholischen Milieu die Bindung an den schon früh legendären Vorkämpfer kirchlicher und staatsbürgerlicher Freiheit.

Windthorsts getreue (männliche) Wähler nahmen, auch bei schlechten Wege- und Witterungsverhältnissen in den ausgebreiteten moor- und sumpfhaltigen Gebieten, noch dazu an Arbeitstagen, bis zu drei Stunden Fußweg zu ihren Wahllokalen auf sich, um dort

<sup>4</sup> Hier wäre nachzutragen: Albert Kotowski, *Zwischen Staatsräson und Vaterlandsliebe. Die Polnische Fraktion im Deutschen Reichstag 1871-1918*, Düsseldorf 2007.

die ihnen vorher zugestellten Stimmzettel abzugeben. Der Leser erfährt viel Neues über die unverzichtbare Hilfestellung der lokalen Wahlhelfer und insbesondere der regionalen „Wahlkampfmanager“ (S. 144), mit denen Windthorst enge briefliche Verbindung hielt, über die Aktivierung seiner Anhänger durch kirchliche Vereine und ihre angesichts der häufigen Wahlen nicht immer leichte Mobilisierung, um auch in einem bombensicheren „Riviera-Wahlkreis“ eine möglichst hohe Stimmenzahl zu erreichen. Wenn Windthorst, was nicht oft vorkam, im Emsland auftauchte, wurde er durch Beflagung und Fackelzüge gefeiert. Dessen Einsatz für die Region, aber auch seine konfessionell bedingte politische Ablehnung – so in Lingen und Bentheim – wird an Beispielen (unter anderem Moorkultivierung, Kanalbau) belegt. Er ist aber noch ebenso unzureichend erforscht (S. 183) wie die abschließend beschriebene, im Vergleich zu Bismarck marginale Windthorst-Rezeption bis 1933. Sie wurde nach 1945 nicht wiederbelebt, da die im Emsland „letztlich siegreiche CDU“ Windthorst nicht zu ihrem Vorbild erklärte (S. 212), unbeschadet seines Eintretens für eine interkonfessionelle Öffnung des Zentrums, wie sie später auch Julius Bachem, Adam Stegerwald und Heinrich Brüning – ebenfalls vergeblich – forderten. In den Text eingebettet und gut reproduziert sind zahlreiche zeitgenössische Illustrationen, Zeitungsartikel, Karikaturen und Fotos.

Lensing erinnert daran, dass die zahllosen Reden der „Kleinen Exzellenz“ noch nicht systematisch ausgewertet sind und belegt die von ihm ausgewählten Windthorst-Zitate nach den im Literaturverzeichnis einzeln aufgeführten 32 Bänden der Stenographischen Berichte über die Verhandlungen des (Preußischen) Abgeordnetenhauses und des Reichstags 1869-1891 (S. 249-251, inzwischen auch im Internet). Immer noch hilfreich sind die nicht erwähnten drei kleinformatigen Bände mit „Ausgewählten Reden“ Windthorsts 1851-1891, die August Ludwig Meyer 1901/02 in Osnabrück herausgegeben und durch ein Register erschlossen hat (ein Nachdruck erschien 2003 im Olms-Verlag, Hildesheim).

Der Band ist allerdings nicht übermäßig leserfreundlich. Die Titelei sowie das Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 248-273) sind, etwa im Vergleich zu Lensings Dissertation, wenig übersichtlich. Die einzelnen Beiträge beginnen jeweils auf einer linken Seite, ein Register fehlt. Während der erste Teil, in dem Windthorsts Grundpositionen thematisch herausgearbeitet werden, die angestrebte geschichtspolitische Zielsetzung umfassend begründet, ist der Abschnitt über Windthorst und das Emsland ein eigenständiger Beitrag zur Windthorst-Forschung, zu deren Fortsetzung ich den Verfasser ermuntern möchte.

Neustadt a.d. Weinstraße

Rudolf Morsey

Barbara *Stambolis*, *Leben mit und in der Geschichte*. Deutsche Historiker Jahrgang 1943. Klartext Verlag, Essen 2010. 440 S., CD-ROM, brosch., € 34,-.

Im Mittelpunkt dieses Buches stehen 44 deutsche Geschichtswissenschaftler, die mitten im Zweiten Weltkrieg, im Jahre 1943, geboren wurden und deren Berufskarriere zu Ende war oder kurz vor dem Ende stand, als das Werk erschien. Es geht der Frage nach, ob die ausgewählte Gruppe von Wissenschaftlern, die der gleichen Generation angehören, ein eigentümliches Profil besitzt, das sich aus dem identischen Lebensraum und auch Lebenszeitraum erklärt. Die Korrelation von Leben und Geschichte stellt der Obertitel als leitend-